

## PROLOG

Das schroff-kantige Felsmassiv der Seekarspitze leuchtet hell im hintergründigen Schein einer Morgensonne, die selbst noch nicht sichtbar ist, aber ihr Nahen durch Lichtfanfaren ankündigen läßt wie ein König das seine mit Trompetenstößen. Als durchsichtiger, zarter Fächer ragen ihre ersten Strahlen über die Bergkämme am östlichen Ufer des Achensees in den blassen Morgenhimmel.

Am Rande einer Schlucht, auf deren Grund das eiskalte Bergbachwasser über die Steine dahinpoltert, kauert ein Mann hinter einer gewaltigen, vom Wind zerzausten Fichte. Vollkommen gleichmütig hockt er da. An Geduld scheint es ihm nicht zu mangeln. Er wartet. Er wartet lange. Nur selten bewegt er sich, und dann immer sehr langsam, sehr leise, aber auch entschlossen und zielbewußt.

Ab und zu greift er in einen kleinen Lederrucksack, der vor seinen Füßen steht, zieht daraus ein Fernrohr hervor, um es wenig später wieder dort zu verstauen, blickt kurz, aber konzentriert abwärts, zum See, mustert genau und gründlich die Umgebung. Dann läßt er das Teleskop wieder sinken, packt es in den Rucksack, sitzt wieder reglos da. Alles, was er tut, wirkt sachkundig und wohlbedacht: ein Mann, der *weiß*, was er tut, warum und wozu.

Die Zeit kriecht mühsam voran und das Sonnenlicht rückt von den Bergspitzen talwärts. Das fahle Blaugrau des Himmels gewinnt an Farbe und Kraft. Abermals nimmt der Mann seine Sehhilfe zur Hand.

Endlich hat er erspäht, was er sucht.

Ein zweiter Mann kommt den schmalen Weg heraufgestapft, der vom See hinauf zur Guggenalm führt, eine große, wuchtige Gestalt, trotz der Morgenstunde schwitzend, das Gesicht gerötet, einen Karabiner über der Schulter, dazu noch eine Flinte in den Händen, die er quer vor den Körper hält wie eine Ruderstange. Auf dem schweren Kopf trägt dieser Mann einen seltsam kleinen Filzhut; wellengleich fließt weißes Haar darunter hervor, an dessen Spitzen helle Tröpfchen in der Sonne blinken.

Zielstrebig bewegt sich dieser in Jägergrün gewandete Koloß bergauf, langsam, aber stetig, mit erstaunlich festem, gleichmäßigen, sicheren Tritt – ob seiner Färbung wirkt er ein wenig lächerlich, in seiner Zielstrebigkeit zugleich aber auch höchst bedrohlich.

Der andere, der Wartende, beobachtet den Heranstapfenden aus seiner sicheren Deckung, zieht sich dabei noch ein wenig weiter in das verschattete Dunkel zwischen der krummen Fichte und einem Felsklotz zurück, sorgsam darauf achtend, daß das Teleskop nicht ins Sonnenlicht gerät und dieses verräterisch reflektiert. Dann schiebt er sein Fernrohr in sich zusammen, verstaut es in seinem kleinen Rucksack und holt aus diesem alsdann einen Revolver und sechs Patronen hervor, die er sorgsam und ohne Hast in die Trommel der Schußwaffe schiebt. Es ist ein Colt, U.S.-Modell, Kaliber .45, man könnte Wände damit durchlöchern, könnte eine Kuh erschießen damit. Müheelos. Amerika, du hast es besser, denkt sich der Mann hinter dem Felsen – Amerika, du tötest offen, unbefangen, „Peacemaker“ wird eine solche Waffe in den USA genannt, „Friedensstifter“, was für ein grimmig-ironischer Pragmatismus. Bei uns erschießt man verklemmt, mit Beweggründen und letzten Zwecken, ein jeder mordet im Dienst irgendwelcher edlen Ziele, na selbstverständlich, und würde sich dann am liebsten mit einer ethischen Kasuistik habilitieren darüber. Freilich, die Amerikaner hatten ja schon ihren großen Krieg, den Bürgerkrieg, vier Jahre lang, 620.000 tote Soldaten, von der Zivilbevölkerung ganz zu schweigen, der erste moderne Massenkrieg der Weltgeschichte – mit Maschinengewehren, Panzerzügen, Telegraphen und Feldeisenbahnen, mit Gefangenenlagern, deren Kommandanten der Sieger später als Kriegsverbrecher hat hinrichten lassen ...

Das alles kommt auf uns Europäer wohl noch zu, denkt der Mann mit dem Revolver; Solferino, Königgrätz, Sedan sind erst ein Vorgeschmack. Nur wird es bei uns schlimmer sein. Viel schlimmer...

Und das hier und heute ist ja auch so ein Vorgeschmack, Aperitif des Tötens, sagt sich der Mann, hinter dem Felsen kauern, seinen Revolver in der rechten Hand, der Lauf ruht auf dem Oberschenkel des linken Beines. Ein kleines Vorspiel, Ouverture solennelle. Ein bißchen Training, Warm-

laufen für den Völkerkampf sozusagen, „Deutschland und der nächste Krieg“ heißt ein Buch, das soeben in Leipzig erschienen ist, diesen nächsten Krieg erhoffend, es verkauft sich glänzend. So ist es. Vielen kann es nicht schnell genug gehen damit, sie stürmten lieber heute als morgen aufs Feld der Ehre, um dort die Eisernen Kreuze zu ernten, die der Preußenkönig vor neunundneunzig Jahren, 1813, gestiftet hat.

So ist es. Doch vor dem großen Krieg steht der kleine, der Privatkrieg, der Krieg en miniature, im Dunkeln und ohne Orden. Der Mann kauert sich noch tiefer in den Schlagschatten des Gesteins, der schon ein wenig kürzer geworden ist, er wartet immer noch. Wartet auf den anderen, der sich schwitzend und schnaubend nähert, ohne von diesem Hinterhalt etwas zu ahnen. Die linke Hand greift in die Hosentasche, zieht eine Uhr heraus, läßt den Deckel emporfedern. Ein rascher Blick auf das Zifferblatt:

6 Uhr 22.

Es wird ein heißer Tag werden, dieser 13. August des Jahres 1912, aber dem dickleibigen Mann, der da so selbstbewußt den Berghang heraufmarschiert, nur sein Jagdglück im Sinn, kann das ganz egal sein – der schwitzt nicht mehr lange...

„Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott!“ So zitiert der Kauernde, ganz für sich, 2 Mose 20, 5 – er, ein auf sein Opfer wartender Mann mit theologischem Dokortitel und einem Revolver in der Hand.

Er sitzt da und wartet: die bewaffnete Geduld, ausgestattet mit guten Gründen, an die er selbst nicht mehr glaubt, und dennoch zum Töten entschlossen. Overture solenne.



# ERSTER TEIL

## VON DER PARALLELITÄT DER KRÄFTE



Unter den weitgespannten, roten Sonnenschirmen im Vorgarten des Hotels „Toleranz“ sitzen wenige Gäste. Einer davon bin ich. Das Hotel, ein Bau der Jahrhundertwende, liegt am Bahnhofplatz des Tiroler Städtchens Jenbach. Ich habe es nicht eilig, trinke gemächlich ein Viertel Grünen Veltliner, mustere ein wenig schläfrig die Umgebung. Es ist August, Mittagszeit, alles geprägt von lastender Hitze, stehender Luft und allgemeiner Ermattung. Ein Genrebild: Sonntag in der Provinz. „Sonntag in der kleinen Stadt“ – Franz Josef Degenhardt, gerne gehörtes Lied meiner Gymnasiastensjahre. „Wenn die Spinne Langeweile Fäden spinnst und ohne Eile...“ So oder ähnlich fing es an. Ich mühe mich, mir den Fortgang des Textes zu vergegenwärtigen, doch es gelingt nicht. Egal. Einschlafen müßte man können. Ja, das wär’s, hier am Wirtshaus-tisch, den Kopf auf die verschränkten Arme legen und einfach schlafen. Ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen... Aber irgendetwas in mir sagt (wie so oft): Nein, das geht nicht. Völlig unmöglich. Gehört sich einfach nicht. Schon bügelt die Selbstdisziplin, die „gute Erziehung“, die „Kinderstube“, meinen Wunsch nieder. Also Kopf hoch! Einen Espresso bestellen, vielleicht...

Auch die Kellnerin bewegt sich träge. Ich habe sie gerade eben nach der Herkunft des auffälligen Hotelnamens gefragt. Sie konnte mir keinerlei Auskunft geben. Sie sei eine Saisonarbeiterin aus Slowenien, bedeutet sie mit abweisender Miene. Von derlei Dingen wisse sie nichts. Eine Ansichtskarte des Hauses: die könne sie mir natürlich bringen, wenn ich das wolle.

Ich will. Die Enttäuschung stört meine sommerliche Seelenruhe nicht. Wohlige Ermattung! In meinen vom Wein gelockerten Assoziationen denke ich an diverse sonderbare Gaststättennamen. Namen, die mir hier und dort begegnet sind. So gibt es in Bonn am Rhein (wie anderswo) neben dem Gerichtsgebäude eine Kneipe „Zur letzten Instanz“. Ein holländisches Wirtshaus „Zum ewigen Frieden“ hat den Philosophen Immanuel Kant zu seinem berühmten Traktat gleichen Namens inspiriert. Allerdings hat Kant seine Heimatstadt Königsberg nie verlassen. Im schwäbischen Allgäu, wo ich seit sechs Jahren wohne, führt die Straße zur Kreisstadt Ravensburg an

einem Restaurant mit dem Namen „Zur Reichsdose“ vorbei. Auch diese Seltsamkeit hat sich bislang nicht erklären lassen. Und jetzt noch ein Stück für diese Sammlung: ein „Hotel Toleranz“. Toleranz! Amüsiert denke ich daran, daß die UNESCO unser gegenwärtiges Jahr, das Kalenderjahr 1995 nach der Zeitenwende (ich sage es so, weil ich kein Christ bin...) zu einem „Jahr der Toleranz“ erklärt hat. Eine in meinen Augen eher hilflose Geste, eine Art „Dennoch“. Eine trotzig Kontrapunktsetzung zum wirklichen Lauf der Welt. Mir scheint der Gang der Dinge eher von Gewalt und Unduldsamkeit geprägt zu werden. Das auch jetzt, im Jahr 1995, in dem ich hier vor dem „Hotel Toleranz“ sitze. Und vielleicht in den Tagen dieses „Toleranzjahres“ mehr denn je... Mehr als „allgemein üblich“, seit ich – geboren 1949 – den Zustand dieser Welt wachen Auges beobachten kann. Dieses Durcheinander im Sinn, scheint mir meine momentane Lage, nämlich in der Sonne und beim Weine zu sitzen, gar nicht übel. Sie ist – das registrierte ich mit einem Stich Bitterkeit – nicht arg verschieden von der berühmten Spießbürgeridylle in Goethes Osterszenerie:

„...Wenn hinten, weit, in der Türkei,  
Die Völker auf einander schlagen.  
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus  
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;  
Dann kehrt man abends froh nach Haus,  
Und segnet Fried’ und Friedenszeiten...“

Die bunten Schiffe!

Wenn die Worte sich üppig aneinanderreihen, einander stützend, aber auch belastend, dann sprechen wir gern von Geschwätz; was das Denken anbelangt, ist eine entsprechende Redensart noch nicht erfunden. Doch genau in diesem namenlosen Zustand stecke ich fest. Und der Veltliner...

Lärm reißt mich aus der selbstverliebten Idylle. Reifen quietschen, ein Auto hält an, die Wagentür schlägt. Eine üppige Blondine, das Haar toupiert, tritt in den Wirtsgarten. Sie geht von Tisch zu Tisch, grüßt und fragt, ob „alles recht“ sei. Als sie vor mir steht, erwidere ich den Gruß freundlich. Ich erkläre mich für rundweg zufrieden und bitte um Auskunft, ob ich mit der

Besitzerin des Hauses spreche. Sie bejaht mit deutlichem Stolz. Woher der Name des Hotels stamme? „Einen Moment“, entgegnet sie. „Ich gebe Ihnen etwas zu lesen. Wir haben Einiges aufgeschrieben... Aber das Blatt bekommt nicht jeder Gast. Nur auf Nachfrage!“ Der letzte Halbsatz berührt mich eigenartig. Zugleich beruhigt mich, daß sie *mir* jenes unzugängliche Schriftstück ja offenkundig aushändigen will. Warum? Sie verschwindet flink, kehrt erst nach einer Weile zurück; dann legt sie mit selbstbewußter Gebärde ein DIN A 4 – Blatt auf meinen Tisch. Handschriftlich hat sie unter dem Text vermerkt: „Mit freundlichen Grüßen, M. Prantl. Dank für Ihren Besuch.“

Ich danke meinerseits, allerdings mündlich. Sofort beginne ich zu lesen. Und sofort verwandelt sich meine Stimmung. Es ist wie ein Temperatursturz, wie der plötzliche Durchzug einer Kaltfront. Ich friere. Schon nach den ersten Sätzen bin ich wieder nüchtern. Es steht mir klar vor Augen: *Hier* muß alles seinen Anfang genommen haben. Just hier! All diese Seltsamkeiten, diese Tagebücher und Aufzeichnungen, die ich zu Hause in einer Schachtel verwahre. Es ist ein Schuhkarton, auf dem noch die grellen Aufkleber der Herstellerfirma prangen. Und es steckt alles in diesem Karton – alle Aufzeichnungen, der ganze eigentümliche Bericht... Das alles, es *muß* so sein, hat *hier* seinen Ansatz- und Angelpunkt. Dreiundachtzig Jahre ist das her. Der Anfang eines Jahrhunderts, dessen Ende ich vielleicht noch erleben werde in sechs Jahren. Wenn ich nicht allzuviel Grünen Veltliner trinke.

*Ich lese:*

*„Im Jahre 1781 erließ Kaiser Josef II., Sohn und Nachfolger Maria Theresias sowie Begründer des modernen Staatswesens, das TOLERANZPATENT, das die Gleichstellung von Protestanten und Katholiken garantiert. In Tirol wurde aber dieses Gesetz erst hundert Jahre später durchgesetzt. Einer der Kämpfer für die Verwirklichung des „Toleranzpatentes“ in Tirol war der liberalgesinnte Jenbacher Arzt, Erfinder und Brauereibesitzer Dr. Norbert Pfretschner. Als er sich nach 1842 der Politik zuwandte und Landtags- und Reichstagsabgeordneter wurde, machte er seinen ganzen Einfluß geltend, um die-*

*sem Gesetz in Tirol zum Durchbruch zu verhelfen. Da Pffretschner auch im Jenbacher Gemeinderat saß, herrschte hier zeitweise „Kulturkampf-Stimmung“. 1858 wurde die Eisenbahnlinie eröffnet. Einem allgemeinen Bedürfnis Rechnung tragend kam es 1862 zum Bau einer Bahnhofrestauration, die etwa 200 Meter weiter westlich des heutigen Hotels errichtet wurde. Unter dem Einfluß Pffretschners und zum Ärger Andersdenkender erhielt dieser Betrieb den Namen „TOLERANZ“, in Anspielung auf das in Tirol noch nicht verwirklichte „Toleranzpatent“. 1871 ging der Bahngasthof in den Besitz der Familie Prantl über, die bereits seit Jahrhunderten am Achensee als Gutsbesitzer und kaiserliche Fischer ansässig waren.*

*Franz Prantl eröffnete dann 1890 das im Stil der damaligen Südbahn-Profanbauten errichtete Hotel ebenfalls mit dem Namen „Toleranz“ an seinem jetzigen Platz. Der Gastbetrieb in der „alten Toleranz“ wurde mit dem Ende des 2. Weltkrieges aufgelassen. Das Hotel entwickelte sich zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Tiroler Unterinntales. Zahlreiche Reiseliteraten priesen die Vorzüge dieses Hauses. Franz Prantl war nicht nur Hotelier und Gastwirt, sondern als vorausschauender Mann Gründer der Raiffeisenkasse Jenbach, Erbauer einer der ersten elektrischen Lichtanlagen Tirols und Pionier des Fremdenverkehrs im Raume Jenbach-Achental. Um das Zillertal verkehrstechnisch zu erschließen gründete er die Zillertalbahn.*

*Auch sein Sohn Richard Prantl...“*

Der Text plätschert noch etliche Zeilen dahin, arm an Gehalt und Variationen. Dennoch lasse ich das Blatt sinken, als sei mir zu viel, was ich gelesen habe. Ja, ich bin satt und matt und aufgeregt zugleich. Wie Speisereste nach einer übermäßig fetten Mahlzeit rumoren verschiedene Gedanken in meinem Hirn. Mit der mittäglichen Abstumpfung ist es aus und vorbei. Immer heftiger faszinierte mich diese eine Idee. Wie ein Sporn, wie ein Stachel ragt sie ins Bewußtsein. Der Einfall kann nicht mehr abgestellt, nicht amputiert werden – dieses quälende *Hier ist der Ausgangspunkt*. Hier hat alles begonnen! Ich überlasse mich diesem Gedanken, träume mich immer weiter fort. Ich treibe dahin auf einem Meer von Einfällen und Assoziationen.

Eine Insel in diesem Ozean ist das bereits erwähnte Konvolut an Dokumenten, das durch einen seltsamen Zufall in meinen Besitz gelangt ist.

Über ihren Inhalt muß später ausführlich berichtet werden... Aber kann ich sicher sein, daß alles wirklich reiner Zufall war? Meine sommerliche Vision verdichtet sich weiter. So, wie sich treibende Wolkenfetzen plötzlich zu einem Gewitter zusammenballen, so können sich auch Gedanken verdicken. Aus diesem Klumpen zuckt blitzartig Einfall um Einfall hervor.

Ich bestelle abermals ein Viertel Wein. Allzu nüchtern schadet nur. Im Wolkennebel meines Tagtraumes sehe ich klarer denn je: So muß es gewesen sein. Ich sehe einen Mann vor mir, der im Schatten wartet. Er kauert zwischen einer großen Fichte und einem Felsklotz, auf einer Almwiese, direkt am Hang einer Schlucht. Das ist eine wohlbekannte Schlucht; aus dem eiskalten Bergbach habe ich schon Hunderte von Eimern Wasser geschöpft. Dort sehe ich ihn hinter dem Baum kauern. O ja, ich weiß genau, hinter *welchem* Baum. Es ist eine riesige, sturm-erprobte Gebirgsfichte, an der die Zapfen in großen Trauben hängen; ganze Stunden habe ich als Kind in ihrem Schatten gespielt. Unschuldiger war das nicht, ich habe aus Moos und Zweigen Häuser gebaut, lieber noch Ameisen bekämpft und gequält... Vermutlich habe ich mich in all jenen forschenden Grausamkeiten geübt, zu denen Kinder nun einmal neigen... vielleicht... vielleicht ganz wie er! Ich sehe ihn immer noch an diesem Fleck warten, lauern, geduldig und böse. So ist er eben: zwiespältig, von sich selbst überzeugt und sich selber verhaßt, zynisch, einsam und immer wieder ein Bibelwort auf den Lippen. Ein wortgewandter Akademiker, Geheimagent und sarkastischer Tagebuchautor, Doktor der Theologie mit einem kleinen, ledergebundenen Heft in der Rocktasche, in das er flüchtige Notizen, politische Glossen, Eigentümlichkeiten des eigenen Sexuallebens, aber auch Gedichte niederschreibt. Und alle Aufzeichnungen in einheitlicher Reihung wie Ein- und Ausgaben im Kontokorrent. Das ist er, ein Mörder im Dienste der guten Sache, der genau Bescheid weiß über seine eigene Niedrigkeit und trotzdem unerschütterlich zu ihr steht.

Dreiundachtzig Jahre ist das her... Ja, ich mag ihn. Ich stehe ihm nahe. Oder er mir? Jedenfalls ist die Nähe da. Ich konnte es lange nicht zugeben. Aber es ist so.

Und ich habe so intensiv an ihn gedacht, daß ich nicht bemerke, wie abermals Reifen quietschen und Kieselsteine durch die Luft spritzen. Eine

Wagentür schlägt zu, aber erst, als ein großer, dünner Schatten über den Tisch fällt, an dem ich sitze, blicke ich auf. Muß das sein? Muß der trockene Schleicher mich gerade jetzt stören, wenn mir endlich ein kreativer Moment gelingt?

Da steht er – ein Mann, der mir rundweg widerwärtig ist. Aber wir sind aufeinander angewiesen. Ohne ihn wäre nichts in Gang gekommen, gar nichts. Ohne ihn könnte ich nichts von Riedinger wissen, müßte nicht an ihn denken, mich nicht ständig mit ihm befassen wie unter Zwang.

„Darf ich mich setzen?“ fragt er höflich, aber mit einer maliziösen Schwebung in der Stimme.

„Bitte sehr“, erwidere ich mit einer undeutlichen Handbewegung.

Er nimmt ächzend Platz, verstaubt mühsam die lange, dünnen Beine unter dem Tisch, winkt der slowenischen Kellnerin und bestellt sich ein Bier.

Ich warte eine Weile, bis ich das Wort an ihn richte.

„Übrigens“, sage ich und beuge mich leicht nach vorne dabei, „ich habe ihn ‘Riedinger’ genannt.“

„Wie? Ach so, ja. Natürlich. Gut, warum denn nicht. Irgendein Name muß ja sein. Damit können Sie es halten, wie Sie wollen. Es ist gewissermaßen... Ihr Bier.“ Und er blickt ungeduldig über die Schulter, um zu sehen, ob nicht endlich die Bedienung kommt.

„Ich hatte auch noch einen anderen Einfall“, füge ich ein wenig boshaft an.

„Es könnte durchaus alles hier seinen Anfang genommen haben – gerade hier, wo wir jetzt sitzen...“

„Hier? Im Bahnhofshotel? Also... na ja, warum eigentlich nicht? Ob man nun mit dem Zug aus Wien oder aus Verona kommt, wenn man zum Achensee will, auf jeden Fall muß man hier in die Zahnradbahn umsteigen. Warum sollte er dann nicht damals hier Station gemacht haben... Moment mal: Wie haben Sie ihn genannt?“

„Riedinger. Jürgen Riedinger.“

Endlich wird sein Bier gebracht. Sofort kippt er die Hälfte des Glases in sich hinein, dann seufzt er zufrieden.

„Wann bekomme ich neues Material von Ihnen?“ störe ich seine Behaglichkeit.